

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

K. Altrichter: Die Glockeninschriften von Sternebeck und Tempelhof.

Die Glockeninschriften von Sternebeck und Tempelhof.

Studie von K. Altrichter.

Tafel I.

In meiner Eigenschaft als Archivar der Berliner Gesellschaft für Heimatkunde halte ich es in Anlehnung an die Geschäftsanweisung für die Königlichen Staatsarchivare für meine Pflicht, die archivalischen Schätze des mit der gedachten Gesellschaft im Zusammenhange stehenden Märkischen Provinzial-Museum durch Einzelarbeiten einem grösseren Kreise nutzbar zu machen. Ich habe dies schon seit Jahren gethan, als ich noch nicht den Vorzug hatte, dem Vorstande der Brandenburgia anzugehören und mache diese Anmerkung nur deshalb, um auf meine bisher auf diesem Gebiete gelieferten Arbeiten, die nicht ganz unbeachtet geblieben sind, hinzuweisen und damit die Erklärung abzugeben, dass ich in der Entzifferung rätselhafter Inschriften fortfahren werde, obschon es gelehrte Leute giebt, die sich von der Richtigkeit meiner Entzifferungen nicht glauben überzeugen zu können, ohne doch nur eine Andeutung von etwas Besserem oder Richtigerem zu machen im stande zu sein.

Es könnte leicht der Vorwurf einer ausschweifenden Phantasie erhoben werden, die mich diese oder jene Auslegung finden liess. Allerdings ist eine starke Phantasie dazu erforderlich, aber nur eine solche, deren Thätigkeit durch strenges Denken geregelt, im gewöhnlichen Leben als Kombinationsgabe bezeichnet wird. Abgesehen von mehrfachen anderen Spezialkenntnissen führt in erster Linie die Phantasie insofern zu einem Ergebnis bei der Entzifferung einer Inschrift, als sie den Arbeitenden befähigt, seinen Standpunkt um 6 und mehr Jahrhunderte zurückzuschrauben und mit den Männern jener Zeit sich in ihrem Denken und Empfinden zu identifizieren. Nur aus diesem heraus, der nach allen Richtungen dem Jugendlichen in der Entwicklung eines ganzen Volkes entsprechen muss, wird es möglich, annehmbare Lösungen zu finden.

Die Glocken, deren Inschriften in nachstehendem eine Erklärung finden sollen, hängen in Türmen, die räumlich weit getrennt liegen, der

eine im Nordosten, der andere im Süden Berlins. Dass ich beide Inschriften hier zusammenstelle, geschieht lediglich aus taktischen Rücksichten, nämlich wegen der Darstellung des Buchstaben E, denn im übrigen besteht weder inhaltlich, noch in der Schriftart der geringste Zusammenhang.

I.

Die Glockeninschrift von Sternebeck.

Herr Custos Rudolf Buchholz hat in dem Dezemberheft der Brandenburgia von 1896 die beiden Inschriften facsimiliert mitgeteilt. Nach denselben ist die beiliegende Tafel hergestellt, auf der ich zur Erläuterung, um darauf in dieser Arbeit hinweisen zu können, noch weitere Schriftzeichen und Schriftzeichen-Entwickelungen hinzugefügt habe.

Die Sternebecker Inschrift ist keine sogenannte Schablonenschrift, sondern stellt sich als eine handschriftliche Leistung dar. Darin liegt nun aber die Schwierigkeit der Entzifferung, dass die Schriftzeichen nicht durchweg die allgemein gang und gebe gewesene Form zeigen. Eine weitere Schwierigkeit bereiten die Abkürzungen, die nicht selten nur einen Buchstaben für ein Wort geben, zur Zeit ihrer Entstehung wahrscheinlich allgemein verständlich waren, jetzt aber ein Rätsel darstellen. Man braucht nur eine Handschrift aus dem vorigen Jahrhundert zu lesen zu versuchen und trotz der uns nahestehenden Schriftformen wird nicht selten, namentlich in den Abkürzungen, ein Nachdenken erforderlich werden, um den Wortlaut festzustellen. In meiner Eigenschaft als Handschriftenvergleicher lag mir erst kürzlich eine Urkunde aus dem Jahre 1777 vor, über die bezüglich einer Stelle heftiger Streit entstanden war, indem die eine Partei das gerade Gegenteil dabei herauslas von dem, was die andere behauptete.

Auf der beiliegenden Tafel umfasst die eigentliche Glockeninschrift die mit den Ziffern 1 bis 34 bezeichneten Buchstaben und Zeichen. Die beiden nächsten Zeilen enthalten Erläuterungen unter den Ziffern 35 bis 46; die in Parenthese gesetzten Ziffern weisen auf die entsprechenden der Inschrift hin.

Wenn man sich nun die vorliegende Inschrift um die Glocke laufend vorstellt, so teilt das verzierte A dieselbe, so dass leicht der Anfang festzustellen ist. Dieses A ist nicht nur anklingend an die Initialen mittelalterlicher Handschriften verziert; die Verzierungen selbst haben eine Bedeutung. Zunächst fällt der Abschluss nach oben auf, der eine stilisierte Flamme darstellt. In solcher wurde von Alters her das Vorhandensein der Erleuchtung durch den heiligen Geist zur Darstellung gebracht. Sie hatte sich im Laufe der Zeit zu einer Feuergarbe ausgewachsen, wie aus den Bildern der Bibel von Hans Holbein hervorgeht. Aber auch Moses und andere heilige Männer zeigen dieses Symbol.

auf ihrem Haupte, so dass die Annahme berechtigt ist, dass diese Flamme überhaupt auf die Heiligkeit einer Person hinweist. Das darunter befindliche etwas eingeknickte Parallelogramm ist nun nicht etwa eine Art Spruchband, sondern ein zusammengesetztes Schriftzeichen. Die untere Linie stellt den oberen Abschluss des A dar, wie es im früheren Mittelalter fast durchweg gemacht wurde und darüber ist eine Figur ähnlich wie ein Klammerhaken, wie ihn die Zimmerleute gebrauchen, gemacht. Sie ist in Figur 38 besonders dargestellt. Die Stiftungsurkunde des Magdeburger Domstiftes von 949 bringt in seinem am Schlusse stehenden „Amen“ dasselbe Zeichen als n. Die offizielle Schrift bediente sich in der Diplomatie für n und m nur eines einfachen Striches, den man über diesen Schriftzeichen vorangehenden Buchstaben setzte; diesen Gebrauch hat man missverständlicher Weise bis in die Gegenwart in so fern beibehalten, als man die Doppel-m und n durch die einfachen Buchstaben mit einem Strich darüber darstellt. Jetzt kann man, da der Strich schliesslich nur als Verdoppelungszeichen galt, in dem vorgeschrittenen Berlin sogar die Wahrnehmung machen, dass z. B. das doppelte a auf Firmenschildern durch a und einen Strich darüber geschrieben wird: „Wären“, statt „Waaren“.

Hiernach wäre im vorliegenden Falle Figur 1 als An mit dem Zeichen der Heiligkeit zu lesen. Da nun vielfach Glocken auf den Namen der heiligen Anna getauft wurden, so kann kein Zweifel darüber obwalten, dass der Name der heiligen Anna damit gemeint war, sodass „Sancta Anna“ als Name der Glocke zu lesen ist.

Wenn man zunächst die Zeichen 2 und 3 übergeht, so findet sich in 4, 5, 6 zweifelsohne die Abkürzung für „voco“, mithin „Ich, die heilige Anna, rufe . . .“. Es liegt wohl auf der Hand, dass in so arg abgekürzten Wörtern, wie sie mir in ähnlichen Inschriften schon öfter vorgekommen sind, das Objekt nicht allzuweit vom Subjekt und Prädikat entfernt stehen darf, weil es sich verlieren und die Lesbarkeit unmöglich machen würde. Deshalb finde ich in 2, 3 das Objekt und lese a. f. als agmen fidelium, „die Schaar der Gläubigen.“

Die Bedeutung des Folgenden folgt beinah von selbst aus der Bestimmung der Glocke in Verbindung mit dem eben erläuterten Eingang der Inschrift: Es folgen a. d. d. d. i. i. In diesen Zeichen machen sich doch einige Unterschiede bemerkbar, die ich nicht auf Zufall, sondern auf eine wohl überlegte Absicht zurückführen möchte. Ich fange von hinten an. Das dii ist in der Diplomatie die gebräuchliche Abkürzung für „domini“. Dieser Begriff in diesem Casus könnte sehr wohl in einer Glockeninschrift vertreten sein, wenn nicht das zweite i erkennbar von dem ersten dadurch abweiche, dass seine Spitze gegabelt ist und diese Gabelung auf das griechische Kreuz hinweise. Es wird diesem i unbedingt eine höhere Bedeutung beizumessen sein, als die einer

Deklinationsendung; es stellt einen Begriff für sich dar und ist mit dem di nicht als Endung zu verbinden. Eine ähnliche Beobachtung kann man an den 3. d machen. Das dritte, obschon ebenso gestaltet wie das vorhergehende, ist erkennbar grösser als dieses. Das erste d überragt nicht nur die beiden erwähnten, indem es so gross wie das davor stehende a gemacht ist; es ist auch vollkommener ausgestaltet, indem es sich durch sein vollkommeneres Untergestell als ein sogen. grosses D ausweist. Auch dass das a im Verhältnis zu dem a, Figur 1, einfacher gemacht ist, indem der Querstrich fehlt, weist darauf hin, dass dem ersten a wiederum ein höherer Wert inne wohnt als dem a No. 2 und 7. Das verschwindend kleine d, Figur 9, kann nur eine adverbiale Bestimmung zum Ausdruck bringen, wenn No. 10 ein Hauptwort ist. Ich lese diese Zeichen wie folgt:

a(d) d(omum) d(ie) d(omin)i J(esu).

Rätselhaft erscheint das folgende Schriftzeichen 13. Sieht man sich in den Schriftformen des Mittelalters nach einem ähnlichen Zeichen um, so bleibt man bei dem X wie es unter No. 35 dargestellt ist, als dem ähnlichsten stehen. Im wesentlichen ergeben die Enden der Figur 13 die Bestandteile der Form 35. Den wesentlichen Unterschied kann man nur in dem Verbindungsstrich zwischen diesen beiden Winkeln finden. Das Mittelalter kennt noch nicht den Horizontalstrich der heut nach der schulmässigen Form des grossen X diesen Buchstaben kreuzt. Ich glaube aber keinen Fehlgriff zu thun, wenn ich behaupte, dass dieser Querstrich sich aus einer Verbindungslinie, ähnlich der vorliegenden entwickelt hat und dass in dieser hier eine besondere Bedeutung nicht gefunden werden kann. Es ist immer zu berücksichtigen, dass eine vorherrschend handschriftliche Leistung vorliegt und in einer solchen ist der individuelle Geschmack massgebend. Es würde sonach kein begründetes Bedenken bestehen können, in der etwas gestreckten Figur 13 ein X zu erblicken und zwar, auf Grund des Querstriches, ein grosses X. Dieses ist aber noch bis heut die Abkürzung des Namens „Christus“.

In No. 16 und 20 erscheinen zwei Zeichen, die scheinbar übereinstimmend, doch bei genauer Vergleichung recht erhebliche Unterschiede zeigen. In No. 16 ist der erste Strich stark und gerade. Dasselbe gilt von No. 20, aber er ist durchzogen von einem wellenförmigen dünnen Strich, der mir den Eindruck zu machen scheint, als solle er den geraden starken Strich beseitigen und dann ersetzen und somit der Anfang dieses Zeichens ein anderer als in No. 16 sein. Der dritte Strich in No. 16 ist wieder stark, der entsprechende in No. 20 aber dünn. In seiner Abänderung weist das Zeichen 20 auf v in der Bedeutung von u hin. Wenn in No. 16 der erste Strich gerade ist und rechtwinkelig gegen die Grundlinie steht, so möchte ich darin ein l gelesen wissen und in der Verstärkung des zweiten Vertikalstriches die Andeutung

finden, dass ausserdem beide Striche mit ihrer Verbindungslinie als ein Zeichen zu lesen seien. Das möchte aber wieder $v = u$ sein. In No. 20 ist das l hinwegverbessert und zwar glaube ich dies um so eher annehmen zu müssen, als unter No. 19 ein l vorhergeht; der Schreiber also wahrscheinlich in seinem Eifer irrtümlich die Form lv geschrieben hat, indem er die schon einmal gebrauchte Form, die ihm also schon geläufiger war, wiederholte, weil er das bereits geschriebene l übersah, oder vergass, dass No. 16 lv bedeute. Er muss diesen Irrtum alsbald gewahr geworden sein, weil der zweite Vertikalstrich nicht verstärkt wurde.

In den Zeichen 14, 15, 16 lese ich hiernach „volu“ und 17, 18 „su“, so dass m. E. „voluntate sua“ gemeint gewesen ist.

No. 19 und 20 sind nach obigem als lu zu lesen. Das Zeichen No. 21 habe ich in No. 36 auf die Form zurückgeführt, die es in der mittelalterlichen Schönschrift hat und in der sie typisch geworden ist; es ist ein m. Ob nun der hochaufragende mittelste Strich eine besondere Bedeutung hat, ist schwer zu entscheiden. Fast möchte ich eine solche darin finden, dass derselbe nicht wie der erste und dritte mit einem kleinen Horizontalstriche abgeschlossen ist, sondern eine lanzenförmige Spitze hat. Nimmt man eine besondere Bedeutung an, so ist die nächstliegende die, dass der Spiess in der Mitte des Ganzen eine Art Axe vorstellt, um die das m sich dreht, so dass dasselbe einmal zu No. 20 und sodann zu No. 22 gehört. Eine ähnliche Erscheinung ist mir in den Abkürzungen bei rätselhaften Inschriften schon öfter aufgestossen, indem der Endbuchstabe einer Abkürzung zugleich der Anfang des folgenden Wortes war. So liegt auch hier augenscheinlich die Sache. Das Zeichen No. 22 kommt mir in seiner Zweiteilung so vor, als ob eine Gestalt wie Nr. 37 beabsichtigt gewesen, aber die Verbindungslinie zwischen Anfang und Ende nicht klar zum Ausdruck gebracht sei, so dass sie beim Kopieren am Original übersehen werden konnte. Der Abschluss gleicht dem d-Kopf in No. 8 und 10 und der Fuss hat die Lage wie der in No. 8, nur dass er rund und erheblich einfacher gestaltet ist. Ich lese No. 19—22 als lu(minis) m(un)d(i).

In der Stelle 23—25 kommt ein Zeichen No. 24 vor, das sich in 31. wiederholt. In No. 38, 39, 40 habe ich dasselbe in seine Einzelteile zerlegt dargestellt. Über No. 38 habe ich schon oben eingehende Anführungen gemacht. In No. 1 ist dieselbe Figur nach oben gekrümmt. Sieht man sich daraufhin No. 21 an, so ist dieselbe Figur nach unten gekrümmt und darauf, um n in m zu verwandeln, ein Strich gesetzt. Hier ist wie No. 39 auf den geraden Strich des n ein Strich gesetzt, mithin lese ich zunächst m. Dies ist, indem von dem geschichtlich begründeten m ausgegangen wurde, zugleich die Probe auf das Exempel hinsichtlich der No. 21. Es ist aber noch ein Strich, dem m-Strich ent-

sprechend, nur in entgegengesetzter Richtung gemacht. Dieser Strich ist aber nicht einfach, sondern bildet an seiner Spitze einen Winkel, der mit dem im Zusammenhange steht, den dieser Strich mit dem horizontalen n-Strich bildet, sodass die Figur 40 herauszulesen ist. Das ist aber die Grundform des e im Gegensatz zu der Grundform des c, Figur 5 und 32, jenes eckig, dieses abgerundet. Dass der übliche mittlere Querstrich fehlt, darf wenig überraschen. Denn der Strich ist erst zur Notwendigkeit geworden, als in einer späteren Zeit die scharfgeeckte e-Form sich zur abgerundeten c-Form abschliff und dieses Erkennungszeichen daher auch ganz willkürlich angebracht wurde, wie die authentischen Formen No. 44—46 erkennen lassen.

Das Zeichen 25 war mir zunächst rätselhaft, da im 9. und 10. Jahrhundert vielfach das o in dieser Weise hergestellt wurde. Zweifellose o-Formen sind aber in No. 6 und 15 enthalten. Ich ging deshalb weiter zurück und fand, dass in der Runenschrift das Zeichen No. (25) als Nasallaut geschrieben wurde. Dasselbe ist hier augenscheinlich missverständlich in ein Viereck zusammengezogen. Dass hier im geschichtlichen Mittelalter runische Schriftzeichen gelegentlich auftauchen, darf um so weniger auffallen, als auch in heutiger Schrift vereinzelt veraltete Schriftformen aus besonderer Vorliebe gebraucht werden. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der Schreiber hat Raum sparen wollen, wie weiter gezeigt werden soll, und dass er deshalb die Form No. 38 nicht angewendet hat.

Das Kreuz No. 26 ist das übliche Schlusszeichen. No. 23—25 heisst hiernach, und dies wird durch das Schlusskreuz bestätigt, „Amen“.

Die Zeichen 27—30 sind ungemein gedrängt, dem „cit“ (No. 32—34) ist notwendig ein „fe“ vorzusetzen und No. 28 ist offenbar ein symbolisches Zeichen, denn in keiner Schriftart lässt sich ein ähnliches Zeichen auffinden. Hierin findet sich die Annahme bestätigt, dass dem Schreiber der Raum zu eng geworden war, seine beabsichtigte Inschrift vollständiger niederzuschreiben.

No. 27 ist wieder ein zusammengesetztes Zeichen. Ich lese zunächst ein v wie in No. 14 als f-Laut, daran ein s-artiges Zeichen, dazwischen einen dicken Punkt, so dass „vitus“-Veit erscheint. In No. 28 erscheint das Profil eines Vogels mit aufgehobenem Flügel. Wer sich der Siegelabdrücke preussischer Behörden, wie sie noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts nicht so selten waren, erinnert, wird in No. 43 den Adler daraus wieder erkennen und wenn man sich diese Formen noch eckiger vorstellt, kommt annähernd die Figur 28, den Adler als von der Seite gesehen, heraus. No. 29 und 30 gehören zusammen, ich lese darin f und l. No. 31 ist nach No. 24 als me zu lesen und das „cit“ (No. 32—34) lässt sich unschwer zu „fecit“ ergänzen, so dass Vi(tu)s Avis f(i)l(ius) me (fe)cit zu lesen wäre. Im

frühen Mittelalter wurden Familiennamen, namentlich wenn sie in lateinisch verfassten Schriftstücken Aufnahme fanden, nicht selten latinisiert, eine Gepflogenheit, die sich in Gelehrtenkreisen noch viele Jahrhunderte lang erhalten hatte, so dass unser Glockengiesser wahrscheinlich im bürgerlichen Leben Veit Vogel hiess und „der Sohn“ zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Vater.

Die ganze Glockeninschrift würde hiernach lauten:

Sancta Anna agmen fidelium voco ad domum die domini Jesu Christi voluntate sua luminis mundi, Amen † Vitus Avis filius me fecit.

Ich, die heilige Anna, rufe die Schaar der Gläubigen zum Gotteshause am Tage des Herrn Jesu Christi nach seinem, des Lichtes der Welt, Willen, Amen † Veit Vogel der Sohn hat mich gemacht.

Oben habe ich angedeutet, dass der Schreiber der Inschrift mit dem Raum etwas ins Gedränge gekommen sei. Es dürfte deshalb doch geboten erscheinen, noch einen Blick auf die wahrscheinliche Herstellung der Glockeninschrift zu werfen. Den Schlüssel dazu bietet die Korrektur an Figur 20.

Wenn nämlich der dicke erste Grundstrich durch Versehen des Glockengiessers in den Mantel der Glocke gekommen wäre, so wäre es ein Leichtes gewesen, die Stelle wieder mit der Formmasse zu füllen und darauf das richtige Zeichen, das in der schwachen Wellenlinie vorliegt, einzugraben. Das geschah aber nicht. Es muss hiernach angenommen werden, dass eine getreue Nachbildung einer Vorlage von der Hand eines Mannes vorliegt, der selbst weder schreiben noch lesen konnte und somit das ganze Zeichen auf die Glocke übertrug. Schon der Inhalt der Inschrift ergibt, dass der Pastor der Verfasser gewesen zu sein scheint. Ich denke mir die Sache so, dass dieser oder sonst eine des Schreibens mächtige Person auf einen dünnen Zeugstreifen, der genau die Länge des Umfanges der Glocke in der Höhe der Inschrift hatte, mit der vorher festgestellten Inschrift bemalte, dass dann dieser Streifen von dem Former oder Giesser gegen die Glockenform gelegt und die Figuren in die noch weiche Formmasse eingedrückt oder darauf durchpunktiert und später tiefer ausgearbeitet wurden. So wird es erklärlich, dass ein verbesserter Schreibfehler samt der Verbesserung an die Glocke kam und in Figur 22 eine nur schwach durchgedrückte Verbindungslinie beim Nachholen der Schriftformen übersehen und somit die Verbindung zwischen Kopf und Fuss des d nicht sichtbar wurde. Ein erfahrener Glockengiesser würde andernfalls unter Berücksichtigung der damals jedenfalls primitiven Herstellungsweise eine bessere Aufklärung schaffen können.

Bezüglich der Zeit der Herstellung dieser Glocke wird die Zeit der Herstellung der Glocke von Tempelhof annähernde Aufklärung geben.

II.

Die Glockeninschrift von Tempelhof.

Im Gegensatz zu der Inschrift von Sternebeck liegt hier eine Art Schablonenschrift vor. Ihre Zeichen unterscheiden sich zum Teil recht wenig von einander, zum Teil sind sie auf den ersten Blick gar nicht zu verstehen. Der Schlüssel dazu liegt aber schon im ersten Zeichen. Diese wunderbare Figur 2 mit dem dreieckigen Auge scheint keinem der bekannten Alphabete anzugehören und doch, wenn man dieses wie die folgenden Zeichen aufmerksam studiert, lässt sich eine Lösung des Rätsels finden.

Vorweg sei angeführt, dass die Kreuze 1 und 9 zweifellose Johanniterkreuze sind und auf den Stifter, den Johanniter-Orden, hinweisen. Es ist dies dieselbe Kreuzform, welche in dem Knauf des Paretzer Schwertes, das sich in den Sammlungen des Märkischen Provinzial-Museums befindet, wiederkehrt.

Der dreieckige Einschnitt in der Figur 2 in Verbindung mit den Ausbuchtungen des L (Figur 4) führte mich darauf, dass hier in jedem Zeichen zwei oder mehr Zeichen in einander gezogen und in eine neue Figur umgewandelt seien. Bei Figur 2 ist die linke Seite augenscheinlich die Grundform des S, während die rechte die Form des C andeutet. Im L (Figur 4) würde kaum mehr als eine Zierform hervortreten, wenn nicht in der Grundlinie zwei Einschnitte vorhanden wären, die einen nach unten gerichteten Bogen umgrenzen.

Ich habe nun nach diesen und ähnlichen Erscheinungen versucht, die Buchstaben festzustellen, die in jedem Falle zusammengezogen sind und in der Zeile unter der eigentlichen Inschrift die beiden Figuren durch Schraffierung des einen Zeichens den einen Buchstaben von dem anderen abgehoben dargestellt.

Darnach löst sich nach Anleitung der vertikalen Aussenkanten das Zeichen 2 in Sc auf. Figur 3 bot aber erhebliche Schwierigkeiten, weil vielleicht eine gewisse Symmetrie der Einzelformen dazu verleiten mochte, noch weitere symmetrische Ausgleichungen vorzunehmen, aber gerade nicht zur Erleichterung des Verständnisses. In der dritten Zeile habe ich die Zeichen der Figur 3 auseinander gehalten gezeichnet, weil eine Schraffierung der Figur in der zweiten Zeile die Sache nicht viel deutlicher gemacht hätte. Die oben erwähnte Ausgleichung besteht in einer Abrundung nach dem oberen Balken, der dort zugespitzt erscheint und in einem nicht recht motivierten geraden Abschluss gegen die Grundlinie. Wenn ich darin Ao gelesen habe, so hat mich dazu wesentlich die diplomatische Abkürzung für anno verleitet.

Hinsichtlich der Figur 4 habe ich schon die in der Grundlinie

hervortretende Ausbauchung und den auf der rechten Seite aufsteigenden schrägen Strich mit der knopfartigen Verdickung oben als führend angegeben. Das dadurch angedeutete o ist überaus klein und soll augenscheinlich nur erläuternd eine Endung in Bezug auf das o in Figur 3 und damit einen Zusammenhang zwischen Figur 3 und 4 andeuten. Das L ist in den römischen Ziffern das Zeichen für 50 und das o weist auf eine Ordnungs-Zahl in Verbindung mit anno. Ich lese anno quinquagesimo.

Figur 5 zeigt rechts unten keinen Ansatz, ihr Innenraum ist unten eben, oben gerundet. Der Dorn rechts oben ist der Schlüssel zu dem zweiten damit verbundenen Schriftzeichen. Ich lese darin eine Verbindung von d und i.

Figur 6 erschien wieder sehr schwierig, indem links oben eine Erweiterung erscheint, für welche ohne weiteres keine Erklärung zu erbringen ist, so weit man eine Absicht zum Grunde legen will. Die ungeschickte Form könnte aber dafür sprechen, dass hier eine ungewollte Erweiterung entstand, vielleicht, indem beim oder richtiger nach dem Eingraben der Figur in die Formmasse unbemerkt sich ein Stück derselben herauslöste und niederfiel. Es wäre auch denkbar, dass beim Einschneiden der C-Rundung schon ein Scherben der Masse gelockert wurde, der dann durch seine eigene Schwere sich löste und herabfiel. Der Hohlraum im Inneren der Figur 6 zeigt links eine Rundung wie das C in Figur 2, während die Umgrenzung rechts geradlinig ist; ausserdem tritt in der Grundlinie ein flacher Bogen nach unten hervor. Ich trug kein Bedenken, unter Benutzung der eben erwähnten Merkmale ein C in die Figur hinein zu zeichnen. Es bleibt dann, abgesehen von der eben erklärten Erweiterung, links oben eine dünne Vertikallinie übrig, die oben einen kurzen, unten einen sehr langen Balken als Abschluss hat; mithin die Grundform des L.

Wenn man nun von dem Vorliegen einer Zufälligkeit hinsichtlich der oben gedachten Verdickung sich nicht überzeugen kann und ich selbst vermag das nicht recht mit Rücksicht auf die von den alten Meistern angewendete Sorgfalt, die wohl alsbald eine Ausbesserung herbeigeführt hätte, und berücksichtigt, dass im Mittelalter die Schreibweise in der lateinischen Sprache doch manche Vergewaltigung erfuhr, ich erinnere nur an die Endung e statt ae, so könnte man, wenn man den nach links geöffneten Bogen als die Linie eines umgedreht gestellten c ansehen will, hier die Wiederholung des c erblicken und zwar in der Absicht des Schreibers, dieses c hintenanzustellen. Zuweilen deutet nämlich die Umkehrung auf den Wunsch hin, den umgekehrten Buchstaben zu versetzen. Ergänzt würde dies Verlangen noch durch den unteren Balken des L, der erkennbar nach links weiter als nach rechts geht. In dieser Verlängerung nach ungewöhnlicher Richtung erblicke

ich den Schlüssel zur Lösung des Zeichens. Die Lesung würde sonach so zu erfolgen haben, dass zunächst das weisse C erscheint, dann das L, welches durch seine Umstellung auf das umgekehrte C hinweist und dieses gewissermassen herumholt, so dass man Cle zu lesen hätte.

Derartige und in dieser Absicht ausgeführte Verstellungen kommen in ganz ähnlicher Weise in der Taufbrunneninschrift der St. Johanniskirche zu Thorn vor, nur dass dort die Sache noch verwickelter ist und der Inschriftenfertiger einen unverkennbaren Schlüssel beigab.

In Figur 7 ist die Verbindung eines a mit einem anderen Buchstaben unverkennbar. Hier bin ich nun bei dem Punkte angelangt, der mich veranlasste, die beiden vorliegenden Inschriften in ein und derselben Arbeit zu behandeln, einmal, weil hier ein ungewöhnliches Zeichen erscheint, das an der anderen Stelle unverkennbar auch vorhanden ist und zum anderen, weil der Gebrauch derselben Form auf eine räumlich nicht sehr verschiedene Zeit der Herstellung schliessen lässt.

In der Sternebecker Inschrift habe ich bei Figur 24 und 31 auf die e-Form hingewiesen, welche vom c sich nur dadurch unterscheidet, dass die Schenkel im Winkel nach rechts gehen, während die des c dies im Bogen thun, so dass ein Halbmond entsteht. Hier in Figur 7 gehen die Schenkel gleichfalls im Winkel nach rechts und die so gebildete Figur zeigt im wesentlichen nicht nur die e-Form der Sternebecker Inschrift, sie steht auch in demselben Gegensatze wie dort zu der hier auftretenden c-Form. Figur 8 könnte man lediglich als t ansprechen, indessen kann die Entwicklung der Grundlinie nach rechts nicht übersehen werden, namentlich, da die erkennbare Verdickung rechts am Fusse darauf hinweist, dass hier noch ein ferneres Schriftzeichen beteiligt sei. Der Form nach kann dies nur ein l sein.

In der dritten Zeile habe ich die einzelnen Figuren 2—8 auseinander gezogen dargestellt.

Ich lese dieselben wie folgt:

Sacrata (sc. campanula) anno Lo (quingagesimo) Dei
clemencia aedificati templi. Geweiht im 50. Jahre, nachdem
durch Gottes Gnade der Tempel erbaut war.

Hier ist nun nicht der Glockengiesser, wohl aber der Stifter, der Johanniterorden, durch die beiden Kreuze benannt.

Das ist eine recht sonderbare Inschrift in Bezug auf die Zeitbestimmung, kann man mit Recht einwerfen und doch ist diese Inschrift nicht so unwesentlich für die Zeitbestimmung. A. von Winterfeld schreibt in seiner „Geschichte des Ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem“ auf S. 645: „Die Tempelherren hatten bei ihrer Ausbreitung in den Marken bedeutend mehr Glück als die Johanniter,


zeigten jedoch auch mehr Fleiss und Strebbarkeit, indem sie, namentlich in der Neumark, viele Städte, Dörfer, Kirchen und Kapellen entweder selbst anlegten oder zu ihrer Anlage behilflich waren. Indem sie sich auf diese Weise in hohem Grade nützlich und verdient für das Land machten, erlangten sie zu gleicher Zeit für sich selbst eine grosse Anzahl von Wohnplätzen und ausgedehnte Distrikte und noch heutigen Tages sind viele Spuren ihrer Tempelhöfe erkennbar, wie uns auch noch mancher Ort in seinem Namen seine Erbauer nennt.“

Zu diesen Orten gehört auch Tempelhof bei Berlin.

Es mag zunächst dahingestellt bleiben, wann die Kirche und der Ort erbaut worden ist. Markgraf Waldemar hatte es nicht so eilig mit der Einziehung der Güter des Ordens, nachdem der Papst am 27. März 1312 denselben aufgehoben hatte. In seinen vielfachen Kriegen war ihm die stets kampfbereite Ordensritterschaft ein viel zu kostbarer Schatz, als dass er sich desselben ohne Not hätte entschlagen sollen. Erst durch den Vergleich von Cremmen vom Sonntag vor Lichtmess 1318 wurde die Angelegenheit geordnet und damit auch Tempelhof dem Johanniter-Orden zugewiesen. Es liegt nun wohl auf der Hand, dass die neuen Herren sich ihren Unterthanen verpflichten mochten und der Kirche des Ortes bald darnach eine neue Glocke verehrten. Im Jahre 1160 waren die ersten Tempelherren und Johanniter mit dem Markgrafen Albrecht ins Land gekommen. Sie werden in den ersten Jahrzehnten hinreichend mit kriegerischen Angelegenheiten zu thun gehabt haben, um an Werke des Friedens denken zu können. Es mag ihnen auch in Tempelhof anfangs eine Kapelle in ihrem festen Hause zu gottesdienstlichen Verrichtungen genügt haben, sodass sehr wohl erst um 1270 herum die eigentliche Kirche von Tempelhof entstand, sodass man füglich die Glockenschenkung und damit die Entstehung der Inschrift um das Jahr 1320 setzen kann. Zu bemerken ist, dass Tempelhof etwas mehr wie 100 Jahre später 1435 von dem Johanniter-Orden an den Rat der Stadt Berlin abgetreten wurde.

Der eben erwähnten Zeitbestimmung hinsichtlich der Glockeninschrift kommt folgende Erwägung zu Hilfe. In der St. Johanniskirche zu Thorn befindet sich ein massiver bronzener Taufbrunnen, dessen Inschrift überaus verwandte Schriftzeichen wie die Tempelhofer Glockeninschrift enthält, ja dort erscheint die Zusammenziehung von Schriftzeichen noch weit mehr ausgebildet als hier, so dass es mir ohne einen dort ziemlich deutlich angegebenen Schlüssel gar nicht möglich gewesen wäre, die Thorner Inschrift, welche eine lange lateinische Periode in Bezug auf die Taufe enthält, zu entziffern. Ich rechne, dass die Thorner Inschrift nur wenig älter als die von Tempelhof ist. Nun ist aber Thorn 1231 in dem altpreussischen Gau Kulm vom Landmeister Hermann Balk gegründet. Um 1271 wurde erst die Ringmauer vollendet. Da nun,

namentlich bei der feindlichen Nachbarschaft der Polen, die Befestigung der Stadt die nächste Sorge gewesen sein wird, so kann man wohl mit einiger Sicherheit annehmen, dass zuunächst die Kapelle in der Ordensburg dem religiösen Bedürfnis genügen musste und die Erbauung der kostbaren Johanniskirche erheblich später fiel. Dann aber wird ihre Ausschmückung, Altar, Taufbrunnen u. s. w. erst in die Zeit nach Vollendung des Kirchenbaues zu legen sein, so dass man auch wieder — unter Berücksichtigung der oft recht langen Bauzeit damaliger Zeit — auf die Zeit gegen 1300 kommen könnte.

Hinsichtlich der Schriftzeichen in Thorn greife ich nur das E heraus, das nicht wie in Figur 45 der beiliegenden Tafel, sondern gerade umgekehrt, also wie ein D mit einem Querstrich dargestellt ist. Dieser Querstrich weist augenscheinlich auf eine erkennbar ältere Zeit als die der Glockeninschrift von Tempelhof hin. Denn zweifellos steht fest — ich erinnere hier an die Grabsteinschriften in der Havelberger Domkirche — dass die aus dem C entwickelte E-Form mit Querstrich und geradem Abschluss nach rechts einer uns näher liegenden Zeit angehört; die aus dem D entwickelte E-Form wie in Thorn daher, und weil sie in jüngerer Zeit nicht mehr vorkommt, einer älteren Periode angehören muss, sodass die gewinkelte Form ohne Querstrich sehr wohl als Übergangsform gelten kann. Darauf weist auch die oben erwähnte Zusammenziehung der Schriftzeichen. In der Tempelhofer Inschrift besteht sie in einer Aufeinanderlegung derselben und nur in No. 6 ist eine kaum bemerkbare Umkehrung angeordnet. In der Thorner Inschrift sind nicht nur Zeichen an einander angereiht, sondern nebenher noch in umgekehrter Ordnung zu lesen. Ich meine, dass das einfachere und klarer hervortretende immer einen Fortschritt, eine Entwicklung aus dem Unklaren darstellt. Diese Zeitfolge findet eine weitere Unterstützung in der Form des M. Aus dem , Figur 38 der beiliegenden Tafel, entwickelt, ist in Thorn ein M in der Weise hergestellt, dass entgegen der Sternebecker Inschrift ein mittelster Strich nach unten geht, dass dann aber diese Figur aufgerichtet ist, sodass, indem der erste Strich etwas länger geriet, dies Zeichen wie ein verkehrt gestelltes F erscheint. Eben dieselbe M-Form kommt in der Glockeninschrift von Mühlenbeck vor, welche ebenso wie die von Sternebeck eine handschriftliche Leistung ist und deshalb zeitlich jedenfalls dieser näher als der von Tempelhof steht, mithin mit Recht gefolgert werden kann, dass die Zeitfolge, obgleich die Thorner Inschrift eine Schablonenschrift ist, diese ist: Mühlenbeck, Thorn, Sternebeck, Tempelhof. Es würde demnach die Mühlenbecker Glocke als eine der ältesten der Mark angenommen, die Zeit von 1250 bis 1320 oder etwas später herauskommen, sodass die Sternebecker Glocke etwa gegen Ende des 13. Jahrhunderts oder mindestens im Laufe der 2. Hälfte desselben gegossen sein kann.

Dies Ergebnis deckt sich dann auch mit der Zeitschätzung, die Herr Custos Buchholz in seinem Bericht vom 9. Dezember 1896 gemacht hat.

Diese geschichtliche Abschweifung erschien mir notwendig sowohl zur Unterstützung meiner Lesung der Tempelhofer Inschrift, als auch zur annähernden Feststellung der Zeit der Entstehung beider Inschriften.

Der Rosenthaler Gold- und Silberfund.

Archäologische Studie

unter Berücksichtigung der Untersuchungen der Herren E. Friedel und Max Bartels
von **K. Altrichter.**

Tafel II.

Vorwort.

Im Jahre 1890 wurden bei Gelegenheit der Herstellung von Riesel-
feldern auf dem der Stadt Berlin gehörigen Gute Rosenthal augenschein-
lich vorgeschichtliche germanische Gräber aufgedeckt. Leider ist dabei
nicht mit der nötigen Vorsicht und Umsicht vorgegangen worden, sodass
als kulturgeschichtliche Funde nur ein mit einem Ohr versehener Gold-
brakteat und eine silberne Fibelplatte auf uns gekommen sind.

In der Sitzung der anthropologischen Gesellschaft zu Berlin vom
25. Oktober 1890 hat Herr Geheimer Regierungs-Rat Friedel diese
Stücke vorgelegt und über den Fund eingehender berichtet, während
Herr Sanitätsrat Dr. Bartels das Ergebnis seiner Studien hinsichts des
Brakteaten in einem eingehenderen Vortrage kundgegeben hat.

Den Fundbericht habe ich, soweit er hier interessiert, wörtlich
aufgenommen.

Die Gestalt der Fibelplatte stellt eine Pflanzenform sicherlich nicht
dar. Sollte es ein Tier sein, so vermisse ich in der Friedel'schen Aus-
lassung jede Andeutung darüber.

Den allgemeinen Ausführungen des Dr. Bartels bezüglich der Brak-
teaten ist unbedingt beizupflichten. Was er hinsichtlich der ein-
zelnen Figuren des vorliegenden sagt, halte ich aber für bedenklich.
Er kommt zu dem Ergebnis, dass in den bildlichen Darstellungen des
Brakteaten der Niedergang dieser Art bildender Kunst zu finden sei,